

Menschenwürde als Fundament

Eine erste Würdigung des römisch-katholisch/ lutherischen Dialogdokuments „Gott und die Würde des Menschen“

Ethische Urteilsbildung als Herausforderung für die Ökumene

Mit der Ethik-Ökumene zwischen römisch-katholischer Kirche in Deutschland und der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) steht es nicht zum Besten, dieser Eindruck hatte sich seit der Diskussion um die ethische Bewertung der Forschung an embryonalen Stammzellen verbreitet. Mit der Befürwortung der Stichtagsregelung für die Stammzellforschung hatte die evangelische Seite, so der Eindruck auf katholischer Seite, die Linie verlassen, die seit der Gemeinsamen Erklärung „Gott ist ein Freund des Lebens“ von EKD und Deutscher Bischofskonferenz (DBK) im Jahr 1989 in Fragen des Lebensschutzes vertreten worden war. In dieser Erklärung war die Forschung an „überzähligen“ Embryonen auf der Basis einer Menschenwürdeargumentation noch einhellig abgelehnt worden.¹ Nicht nur beim Lebensschutz, sondern auch weitere Gemeinsame Erklärungen, die teilweise in umfangreichen, partizipativen Konsultationsprozessen erarbeitet worden waren,² schienen einen breiten Konsens in der ethischen Beurteilung vieler Herausforderungen der modernen Gesellschaft und Technik bezeugt zu haben.

Seit der Stammzelldiskussion 2005 war dieser Eindruck ökumenischer Einmütigkeit in ethischen Fragen nicht nur erschüttert, sie wurde auch programmatisch in Frage gestellt durch das Plädoyer, die „Konsensökumene“ durch eine „Ökumene der Profile“³ oder eine „Differenz-Öku-

¹ Vgl. Gott ist ein Freund des Lebens. Herausforderungen und Aufgaben beim Schutz des Lebens. Gemeinsame Erklärung des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland und der Deutschen Bischofskonferenz, Trier 1989, 63–65.

² Wie das Gemeinsame Sozialwort der Kirchen „Für eine Zukunft in Solidarität und Gerechtigkeit“, Hannover/Bonn 1997.

³ Wolfgang Huber: „Was bedeutet Ökumene der Profile?“ – Vortrag beim Symposium „Ökumene der Profile“ der Evangelischen Kirche im Rheinland in Düsseldorf, 29.05.2006, online verfügbar unter www.ekd.de/20264.htm (aufgerufen am 10.05.2017).

mene“⁴ abzulösen. Nicht nur auf dem Gebiet der Ethik, aber vor allem auch dort, sollten konfessionelle Unterschiede wieder deutlicher gemacht werden. Nun, gute zehn Jahre später, ist klarer erkennbar, dass sich damals ein Trendwechsel nicht nur in der Ethik-Ökumene abspielte. Wertet man es positiv, dann hatte die Suche nach ökumenischen Gemeinsamkeiten eine belastbare Annäherung erbracht, auf deren Basis nun nicht nur Differenzen angesprochen, sondern auch festgehalten werden konnten, ohne dass ein punktueller Dissens den größeren Konsens grundsätzlich in Frage stellen würde. Außerdem war auch im globalen Ökumene-Diskurs deutlich geworden, dass ethische Fragen eine Menge Stoff für Konflikte enthalten und daher die Unterschiede und Gemeinsamkeiten bei der ethischen Urteilsbildung der verstärkten ökumenischen Aufmerksamkeit bedürften. So hat etwa die ÖRK-Kommission für Glauben und Kirchenverfassung 2013 ein Studiendokument über „Moral Discernment in the Churches“ veröffentlicht, das in ähnlicher Weise wie das jetzt erschienene Dokument „Gott und die Würde des Menschen“ (GWM) der bilateralen Arbeitsgruppe von DBK und VELKD sich mit den Traditionen und theologischen Grundlagen der ethischen Urteilsbildung befasst. GWM nimmt sich allerdings nicht die christlich-ethische Urteilsbildung schlechthin zum Thema, sondern konzentriert sich auf eine klarer konturierte Fragestellung vor, nämlich die theologische Verständigung über den ethischen Fundamentalbegriff der Menschenwürde und seine Bedeutung für das ethische Stellungnehmen der Kirchen im öffentlichen Diskurs.

Konzentration auf Menschenwürde

Diese Beschränkung ist anzuerkennen, denn aus ihr ergibt sich der Fokus auf die Menschenwürde und den normativ-menschenrechtlichen Ansatz. Das grundlegende Motiv, sich mit der ethischen Urteilsbildung ökumenisch zu befassen, wird nämlich in der Notwendigkeit erkannt, in der modernen Gesellschaft und ihrer grundsätzlich säkular verfassten Öffentlichkeit als christliche Stimme im gesellschaftlichen Meinungsbildungsprozess Gehör zu finden. Aus christlicher Sicht gehört zum unaufgebbaren Selbstverständnis, die christliche Sinnbotschaft auch als Handlungsauftrag

⁴ Ulrich H. J. Körtner: *Wohin steuert die Ökumene? Vom Konsens- zum Differenz-Modell*, Göttingen 2005.

in der Welt wahrzunehmen und daher die Beteiligung am öffentlich-ethischen Diskurs zu suchen. In diesem Diskurs ist die Menschenwürde ein zentraler normativer Bezugspunkt, der aber in der letzten Zeit keineswegs mehr unumstritten ist (vgl. § 18 f) und der die Kirchen dazu herausfordert, Stellung zu beziehen. Freilich sind Begriff und ethischer Gehalt der Menschenwürde auch innerhalb der Kirchen – und nicht nur zwischen den Kirchen – umstritten (vgl. § 21–24), so dass die ökumenische Verständigung auch der grundsätzlichen theologischen Klärung dienen soll.

Die bilaterale Arbeitsgruppe stellt sich mit GWD das anspruchsvolle doppelte Ziel, sowohl den „Gottes-Bezug des Menschenwürde-Konzepts“ und seine „notwendige Allgemeinheit und Universalität“ darzulegen (§ 23) als auch damit „Prolegomena zu einer ökumenischen ethischen Urteilsbildung“ (§ 25) vorzustellen. Das Dokument ist getragen von der Zuversicht, dass ein „überzeugendes gemeinsames Eintreten für die Menschenwürde“ möglich ist, auch wenn in den Kirchen fallweise unterschiedliche normative Einschätzungen aus ihr abgeleitet werden (vgl. § 4). Man könnte das im Rawlsschen Sprachspiel als Überlappungskonsens bezeichnen, der zwischen den Kirchen mit Bezug auf die Menschenwürde besteht und der sich aus der theologischen Anthropologie ergibt, während die Abweichungen in normativen Einzelfragen aus den jeweiligen theologisch-ethischen Traditionen resultieren. Es leuchtet daher ein, beides zu bearbeiten, die theologischen Grundlagen der Menschenwürdekonzeption und die divergierenden Ethik-Traditionen. Im Sinne des „receptive ecumenism“ werden Unterschiede nicht übergangen, sondern möglichst genau herausgearbeitet, damit sie wechselseitig besser verstanden und so nicht in Ablehnung, sondern in Respekt festgehalten werden können (§ 42). So können Unterschiede auch als Ergänzung und Bereicherung erfahren werden (vgl. § 263) und den Boden für eine weiterführende Debatte bereiten.

Gliederung des Dokuments

Das Dokument überzeugt durch seine sorgfältige Argumentation und seine ernsthafte Diskussion und auch durch sein entschiedenes Markieren sowohl der gemeinsamen Überzeugungen als auch der Differenzen. Hinsichtlich des genannten ökumenisch-ethischen Zieles sind die fünf Kapitel nicht alle von gleichem Gewicht. Das erste Kapitel dient als Eröffnung. Außerdem werden drei exemplarische Themenfelder benannt, die von gesellschaftlicher Bedeutung sind und in denen die Kirchen ethische Stellung-

nahmen abgeben: Stammzellforschung, Armut und Bildungspolitik, Sterbehilfe. An ihnen soll vorgeführt werden, dass die Menschenwürde-Orientierung der christlichen Ethik ein belastbares Fundament für kirchliche Stellungnahmen abgibt, dass die Gemeinsamkeiten gegenüber den Differenzen weit überwiegen und dass schließlich auch unterschiedliche Bewertungen den Konsens nicht grundsätzlich in Frage stellen. Im zweiten Kapitel werden die konfessionell unterschiedlichen Traditionen der ethischen Urteilsbildung vorgestellt und diskutiert. Das dritte Kapitel stellt die gemeinsamen Grundlagen der christlichen Ethik in der theologischen Anthropologie in biblischer und systematischer Perspektive dar. Das sehr gut geschriebene Kapitel orientiert sich im systematischen Teil eng am erzielten ökumenischen Gesprächsstand der „Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre“ (1999). Die Überlegungen dieser drei Kapitel werden im vierten ausgewertet, indem der „differenzierte Konsens“ auf theologisch-anthropologischer Ebene und der „begrenzte Dissens“ auf der Ebene einzelner normativer Bewertungsfragen dargestellt werden. Hier werden auch die anfangs skizzierten Fallbeispiele wieder aufgegriffen. Die zwischen den Kirchen strittigen Bewertungen etwa bei der embryonalen Stammzellforschung oder beim assistierten Suizid lassen sich „weder auf unterschiedliche Begründungsmuster in ethischen Urteilsprozessen zurückführen“, die prinzipiell inkompatibel wären, noch auf „Dissense im Menschenbild selbst, die nicht zu vermitteln wären“ (§260), lautet das Fazit. Zu den künftigen Aufgaben gehöre daher die weitere Diskussion über die genauen Wege der angewandt-ethischen Urteilsfindung (vgl. §262). Mit diesem Ergebnis und dem Ausblick könnte das Dokument enden; es folgt aber noch das fünfte Kapitel mit einer Art biblischer Meditation über das Ethos der Bergpredigt, die schön zu lesen, aber für die Themenstellung des Dokuments nicht unbedingt notwendig ist.

Versuch einer ersten Würdigung

Die folgende – erste – Würdigung des Dokuments muss sich auf wenige Beobachtungen und Überlegungen beschränken. Insgesamt halte ich das Dokument für ein beachtliches Zwischenergebnis der ökumenisch-ethischen Diskussion und im Vorgehen und in der Argumentation für richtungweisend für jene weiteren Debatten, zu denen es auffordert.

Folgende Punkte scheinen mir besonders gelungen: Zunächst ist die Konzentration auf die Menschenwürde-Thematik als Grundlage gemeinsa-

men Sprechens in die Gesellschaft hinein eine sinnvolle Entscheidung.⁵ Der Schritt zurück hinter umstrittene medizinische oder soziale Fragestellungen entlastet das ökumenische Gespräch über die Grundlagen. Außerdem ist es in Zeiten, in denen die Verteidiger einer unteilbaren Menschenwürde leiser zu werden scheinen, enorm wichtig, dass die Kirchen sich ihrer Haltung zur Menschenwürde versichern und gemeinsam klären, wie sicher sie im Glaubensfundament verankert ist. Schließlich muss man eingestehen, dass damit auch einige ethische Themen umgangen werden, die zwischen den Kirchen (aber auch in ihnen) besonders umstritten sind, wie etwa das Ehe- und Partnerschaftsverständnis und Fragen der individuellen Lebensführung. Sie haben in der globalen Ökumene schon manchen Dialog an den Rand des Scheiterns gebracht; sie können vielleicht zu späteren Zeiten und auf der Basis des hier erarbeiteten wechselseitigen Respekts und Verständnisses neu aufgegriffen werden. Allerdings wird die Fokussierung auf die Menschenwürdeethematik nicht ganz konsistent durchgehalten, wenn im zweiten Kapitel auch Grundansätze der Ethik behandelt werden, die mit Menschenwürde entweder nichts zu tun haben (Tugend), nicht Gegenstand ökumenischer Irritationen sind (Güterethik) oder überhaupt kein besonderes konfessionelles oder gar christliches Profil haben (Diskursethik). Hier wurde offenbar ein anderes Ziel verfolgt, nämlich konfessionstypische Argumentationsweisen ökumenisch zu diskutieren. Besser wäre es gewesen, sich auf jene Argumentationsweisen zu beschränken, die tatsächlich relevant für unterschiedliche Bewertungen in Einzelfragen sind, nämlich die katholische Denkform des Naturrechts und das evangelische Verständnis von Verantwortungsethik. Leider werden beide im zweiten Kapitel nur gestreift und im vierten Kapitel nicht wieder aufgegriffen.

Ein weiterer starker Punkt des Dokuments ist die eindeutige Positionierung im theologischen Menschenwürdediskurs. Die vier vorgestellten Modelle der theologischen Menschenwürdebegründung – schöpfungstheologisches, christologisches, rechtfertigungstheologisches und eschatologisches Modell – erfahren eine differenzierte Diskussion sowohl hinsichtlich ihrer ethischen Begründungsleistung als auch hinsichtlich ihrer konfessio-

⁵ Die in § 51 f vorgenommene Unterscheidung zwischen einem „primären Auftrag“ der Kirchen, die biblische Botschaft zu verkünden (mit der untrennbar die Verantwortung für soziale Fragen verbunden ist) und einer (sekundären?) „wichtigen Aufgabe“ zur Wissensbildung der Gläubigen beizutragen, scheint mir allerdings wenig glücklich und eher verunklarend.

nellen Anknüpfungs- oder Kritikfähigkeit. Das Übersetzen der jeweiligen theologischen Vorbehalte und Anliegen, die jeweils aus katholischer und evangelischer Perspektive bestehen, gelingt sehr gut und es wird erkennbar, wie groß die gemeinsame Basis tatsächlich ist. Davon ausgehend formuliert das Dokument einen starken normativen Menschenwürdebegriff, der ausnahmslos allen Menschen in jedem Lebensstadium zukommt und mit dem keine Abstufungen vereinbar sind (vgl. §191 f; auch §244). Freilich muss auch das Dokument einräumen, dass – auch wenn man zugesteht, dass aus dem Menschenwürdekonzept nicht unmittelbar moralische Forderungen abgeleitet werden können (§194) – ein Konsens über ein solch weitreichendes Verständnis vor allem innerhalb der evangelischen Theologie (aber auch bei einigen katholischen Theologen) keineswegs gegeben ist (vgl. §245). Hier müsste künftig vielleicht noch eingehender diskutiert werden, ob es sich um Differenzen im Menschenbild oder Differenzen bei der begrifflichen Identifikation von frühen menschlichen Lebensformen („was Embryonen in vitro sind“) handelt.

Schließlich besteht ein bedeutsames Ergebnis des Dokuments darin, dass die ökumenische Gesprächsmethode sich bewährt, einen differenzierten Konsens und einen begrenzten Dissens zu suchen und zu identifizieren. Im Unterschied zur Profil- oder Differenzökumene geht es dabei weit aus weniger um Selbstbestätigung, sondern um die Bereitschaft, sich auf eine veritable Verständnissarbeit einzulassen. Bei der Lektüre des Dokuments wird sehr wohl deutlich, dass dies keineswegs mit Profilverlust einhergeht; es trägt im Gegenteil erheblich zum christlichen Profil bei, wenn konfessionelle Überzeugungen so formuliert werden können, dass sie auch vom anderen als respektable Anliegen gewürdigt werden können. Das Dokument weist außerdem mit Recht darauf hin, dass bei ethischen Fragen zwischen den Kirchen in sehr hohem Maß und in sehr vielen Bereichen Übereinstimmung besteht. Das gilt vor allem für die vielen Fragen auf dem Gebiet der sozialen Gerechtigkeit – hier besteht der im Sozialwort der Kirchen formulierte Konsens fort. Vermutlich wäre dieser auch auf den Gebieten der Umwelt- und der Entwicklungsethik und im Bereich von Nachhaltigkeitfragen zu finden. Kontroverser könnte es bei der Friedensethik zugehen, wo die verschiedenen politischen Modelle weiter fortwirken; eine Fortführung des Dialogs könnte vielleicht diskutieren, ob sich der Menschenwürdekonsens auch im Bereich der politischen Ethik als fruchtbar erweist.

Ausblick auf gemeinsame Herausforderungen

Es wird der Qualität des Dokuments gerecht, auch jene offenen Fragen zu benennen, die sich gerade im ökumenischen Dialog zeigen, weil sie gewissermaßen als Nebenprodukt anfallen. Ich meine Grundlagenfragen, die die christliche Ethik konfessionsübergreifend (wenn vielleicht auch in unterschiedlicher Weise) betreffen. Durchaus in Anknüpfung an Hinweise aus dem Dokument nenne ich drei Fragen, denen sich die theologische Ethik im ökumenischen Dialog weiter anzunehmen hätte.

Offen bleibt im Dokument die genaue Relevanz der Bibel für die Ethik (vgl. §241). Zwar wird die „traditionelle Bibelvergessenheit“ der katholischen Moraltheologie, die das Zweite Vatikanische Konzil zum Anlass für Reformforderungen nahm, aufgegriffen (vgl. §60) und es wird die grundlegende Frage aufgeworfen, wie sich die „Urteilkraft der menschlichen Vernunft“ zu den „biblischen Weisungen“ verhält (§53). Anschließend wird diese Grundfrage jedoch ausgeklammert (vgl. §57) – trotz der Feststellung, dass auf evangelischer wie auf katholischer Seite neuere hermeneutische Modelle dafür erarbeitet wurden (vgl. ebd.). Im Dokument macht sich diese Problematik insofern bemerkbar, als nie völlig klar wird, ob die ausführlichen biblischen Darlegungen nun die ethische Menschenwürdekonzeption und das moderne Menschenrechtsverständnis argumentativ *stützen*, es *plausibilisieren*, es motivational *einbetten* oder ob sie es in einem strengen Sinne *begründen*. Diese Grundlagenfrage erfordert einen langen Atem und gebündelte Anstrengungen, die letztlich vielleicht nur im ökumenischen Dialog aufzubringen sind.

Eine weitere offene Stelle betrifft die theologische Anthropologie. Damit wird offensichtlich eine ganze Bandbreite an Überlegungen bezeichnet, von der grundsätzlichen Bestimmung, wie das Menschsein des Menschen als freies, aber sündiges Wesen angesichts Gottes zu verstehen ist, über die fundamentalethische Ausdeutung menschlicher Subjekthaftigkeit mit dem Würdestatus und als Inhabersein von moralischen Ansprüchen, bis hin zur Identifikation bestimmter neuartiger Lebensformen als „Menschsein“. Das Dokument zieht hier – keineswegs untypisch für theologische Ethik – kühne Verbindungslinien von einer theologischen Anthropologie, die in der Sprache des 16. Jahrhunderts formuliert wird, zur aktuellen biomedizinischen Forschung. Dies kann eigentlich nur als Problemanzeige gelesen werden und als Ausgangspunkt für intensive Forschung, denn sowohl die theologische Anthropologie hat sich seither enorm weiterentwickelt,⁶ als auch die humanbiologischen Kenntnisse und

die Manipulationsmöglichkeiten, die es offenbar erlauben, den Weg von der totipotenten Stammzelle zur ausdifferenzierten Körperzelle in beide Richtungen zu beschreiten.

Schließlich benötigt der Kirchenbegriff in der theologischen Ethik der weiteren Erörterung. Es ist natürlich keine neue Erkenntnis, dass die Lehrbefugnis der Kirche in ethischen Fragen und das Verhältnis des individuellen Gewissens zur kirchlichen Verkündigung zentrale Themen der Ethik-Ökumene darstellen. Das Dokument widmet dieser Problematik eine ausführliche und differenzierte Diskussion (vgl. §81–92; 239–240). Betrachtet man die Sprechweisen und Funktionen, die der Kirche jeweils zugeschrieben werden, fällt auf, dass jeweils eine unterschiedliche Dimension von Kirche im Spiel sind: Die Kirche, die in der gesellschaftlichen Öffentlichkeit Position bezieht, ist offenkundig nicht identisch mit der Kirche, in der sich – wie wenig oder stark ausgeprägt partizipativ-synodal auch immer – eine verbindliche oder wenigstens gemeinsame Position herausbildet und tradiert, bis hin zu jener Kirche, die zur christlichen Wissensbildung des Einzelnen beiträgt. Gerade letzteres geschieht ja nicht nur und nicht vordringlich durch ethische Verkündigung, sondern durch vielfältige Formen der personalen Tradierung, der Feiern und Rituale, etc., wo wiederum eine andere, lebensweltlichere Dimension von Kirche relevant ist. Diese Fragen ökumenisch zu diskutieren könnte dazu beitragen, konfessionelle Fixierungen zu überwinden und somit – erneut – die ökumenischen Kontakte als „Gabe“ wirksam zu machen.

Christof Mandry

*(Christof Mandry ist Inhaber der Professur für Moralthologie/
Sozialethik am Fachbereich Katholische Theologie der
Goethe-Universität Frankfurt am Main.)*

⁶ Vgl. etwa *Wolfgang Schoberth*: „Es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden.“ Möglichkeit und Aufgabe theologischer Anthropologie; in: *Bertram Stubenrauch/Michael Seewald* (Hg.): *Das Menschenbild der Konfessionen. Achillesferse der Ökumene?*, Freiburg. i. Br. 2015, 249–269.